

Rita König

ROT
IST
SCHÖN

ROMAN

MIT GLOSSAR IM ANHANG



Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter www.dnb.de abrufbar.

© Originalausgabe 2015 Der Kleine Buch Verlag, Karlsruhe
Projektmanagement, Lektorat, Umschlaggestaltung, Satz & Layout:
Beatrice Hildebrand
Korrekturat: Tatjana Weiß
Umschlagabbildung: olga_lebedeva/Fotolia.com
Druck: xxxxxx

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes (auch Fotokopien, Mikroverfilmung und Übersetzung) ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt auch ausdrücklich für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen jeder Art und von jedem Betreiber.

ISBN: 978-3-7650-9108-7

Dieser Titel erscheint auch als E-Book:
ISBN: 978-3-7650-2129-9

www.derkleinebuchverlag.de
www.facebook.com/DerKleineBuchVerlag 

6 Das Internat in einer unübersichtlichen Stadt mit vielen Einbahnstraßen ragte mit seinen fünf Etagen über die zweistöckigen Neubauten der Siedlung. Es stand am Stadtrand, unweit eines kleinen Parks. Der Vater trug die Koffer nach oben und stellte sich ans Fenster. Silke räumte die Sachen in einen Schrank. Von den zwei Doppelstockbetten war nur ein oberes frei. Sie kletterte hoch und bestaunte den Ausblick, bis ihr Vater sich räusperte: »Bezieh es wenigstens, bevor du schlafen gehst.«

Sie aßen in einer Gaststätte im Park zu Mittag. Der Vater sagte: »Meld dich, wenn was ist«, »Lern ordentlich, ich verlass mich auf dich«, und noch ein, zwei weitere mahnende Sätze, bis sie sich ansahen und gemeinsam losprusteten.

Er ging nicht noch einmal mit hoch, sondern drückte sie, kletterte in den Trabi, hupte und fuhr davon. Silke sah lange die Straße hinunter, obwohl er schon nach wenigen Metern hinter einer Kurve verschwunden war. Es regnete, sie hatte Modder von den Parkwegen an den Schuhen, ihre Haare tropften. Sie lief um das hohe Gebäude herum, schaute zu den Fenstern, die beleuchtet waren. Hinter einigen waren die Vorhänge zugezogen. Sie war neugierig auf die anderen Mädchen und Jungen, nicht auf die Schule. Es tat weh, allein zu sein. Dabei war sie im letzten Jahr täglich allein gewesen und hier wohnten vier Mädchen in einem Zimmer. Sie würde nicht bis nachts warten müssen, ehe sie nach Hause kamen. Sie dachte »nach Hause«, und konnte sich nicht vorstellen, dass dieser graue Klotz ihr Zuhause werden sollte.

Nach den ersten Schultagen, die vor allem mit Erläuterungen zur Haus- und Schulordnung gefüllt waren, fuhren sie in die Rübenernte. Silke hatte früher schon in den Herbstferien bei der Kartoffelernte geholfen oder an der Klapper gesessen und

Knollen sortiert. Es war meistens lustig gewesen und die Frauen hatten geschummelt, wenn der Brigadeleiter ihre Stunden aufschreiben wollte. Sie mogelten immer etwas hinzu: auf dem Feld ein paar Körbe und an der Klapper zwei, drei Stunden. Silke tat ihnen leid, dabei würde sie etwas Ordentliches lernen und nicht ihr Leben lang in schmutziger Erde herumwühlen und sich die Fingernägel von den Steinen auf dem Band einreißen lassen müssen. Bei der Rübenernte wurde nicht geschummelt. Die Frauen bekamen jedes Jahr Hilfe und hassten die Weichlinge. Sie gaben ihnen stumpfe Messer, Macheten fast, mit denen die Rüben vom Kraut getrennt werden sollten, und zählten die Weidenkörbe nach, die größer und viel schwerer waren als jene aus Draht für Kartoffeln.

Es regnete jeden Tag. Ihr Vater hatte darauf bestanden, dass sie die Gummistiefel mitnahm, gegen ihren Protest, weil Silke sich nicht vorstellen konnte, was sie in der Stadt damit anfangen sollte. Hier auf dem Feld war sie ihm dankbar dafür, wenn sie andere Mädchen sah, die sich welche borgen mussten und damit über die Furchen stolperten oder in den Matsch fielen. Nach Tagen klarte der Himmel auf. Die Rüben waren geerntet. Am Nachmittag wurden sie zu einem anderen Feld gefahren, zum Kartoffeln stoppeln. Die Herbstblätter der Birken am Feldrain leuchteten gelb in der Sonne. Der Boden duftete.

Zwei Mädchen aus dem Zimmer hängten sich wie selbstverständlich an ihre Fersen. Silke ließ sie die größten Kartoffeln in die Kapuzen legen, die nun unbenutzt am Rücken hingen und sie taten es ohne zu fragen. Abends, als die anderen sich um die drei Duschen stritten, führte sie die Mädchen in die Gemeinschaftsküche, riss Schubladen auf, zog Hocker zusammen und dann saßen sie zu dritt und rieben die großen Kartoffeln in eine Schüssel. Es gab sogar einen Vorrat an Mehl in einer Dose

und Sonja-Margarine im Kühlschrank. Die Margarine spritzte, die Kartoffelmasse duftete beim Wenden nach Ferienlager und Sommer.

Als die anderen zum Abendbrot kamen, hielten die drei sich die Bäuche. Die restlichen Puffer versteigerten sie an die Meistbietenden und kauften vom Erlös dunkelgrünen Stoff – kein Armeegrün, eher ein Tannengrün – und nähten eine Übergardine für das Zimmer. Sie hatten sich gefunden: Heike, Ina und Silke. Heike war so schlank und groß wie Silke, aber ihr kurzgeschnittenes Haar war dick und blond und die mausgrauen Pupillen huschten oft ängstlich umher. Silke ließ ihre Haare zwar regelmäßig schneiden, aber nie mehr so kurz wie vor dem Auszug der Mutter. Ina war klein und wirkte pummelig, aber nur, weil Silke und Heike groß waren und Ina ein rundes Gesicht hatte. Sie war auf einer Sportschule gewesen, hatte die Handgelenke kaputt trainiert und die EOS verlassen müssen, denn außer Sport hatte sie nicht viel gelernt. Dafür konnte sie Flick-Flack und Rad schlagen auf beiden Seiten und überhaupt sprang sie eher, als dass sie lief; es war, als hüpfte sie zwischen zwei langen Stangen herum.

Im Zuglautsprecher knackte es, Silke blickte auf.

»Ihre nächsten Reisemöglichkeiten ... Berlin ...«

Berlin, zurück. Nein. Sie presste die Lippen zusammen. Nicht zurück, nicht schon jetzt, das wäre ja nicht einmal ein echter Versuch. Berlin, etwas anderes denken. Berlin, Hauptstadt der DDR. Das war lange her; an der Weltzeituhr hatte sie vor Jahren das letzte Mal gestanden.

Auf dem Gang löste sich die Schlange auf, ein Lufthauch drang in das Abteil, Männer und Frauen in dicken Mänteln zogen sich Handschuhe aus und Mützen vom Kopf.

Weltzeituhr. Wenigstens gab es die noch. Der Palast der Republik sollte wegen Asbestverseuchung abgerissen werden. Der Palast mit der Gläsernen Blume – Anja.

Der Zug fuhr an, sie atmete aus.

Ein paar Wochen nach Michas Besuch im Haus des Vaters hatte Silke sich mit ihm in der Hauptstadt verabredet, an der Weltzeituhr, wie all die anderen Pärchen und Gruppen. Händchen haltend waren sie die Karl-Marx-Allee entlanggelaufen, die grüner aussah und bebauter, als Silke sie von den Maidemonstrationen im Fernsehen kannte. Micha lud sie in den Palast ein, auf einen Eisbecher in die Milchbar. Sie gaben die Jacken ab, Silke blickte auf die vielen Lampen in Erichs Laden und die Gemälde sozialistischer Meister an den Wänden. Plötzlich streckte eine rothaarige Frau ihr die Hand entgegen. Silke wusste sofort, dass es Michas Mutter war und verstand augenblicklich, was ihr Vater mit all seinen Fragen gemeint hatte. Die Frau sah aus wie eine Schauspielerin. Sie trug einen langen Rock und Stiefeletten, darüber einen engen Rollkragenpullover, alles in Schwarz. Ihr Haar fiel in Wellen über die Schultern bis auf den Busen. Sie trug keinen Lippenstift und keinen Ring. Ihre Augen wirkten zu groß, sie hatte einen Kajalstift benutzt. Silke rührte sich nicht. Micha war hinter sie getreten, atmete laut, sein Mund stand ein bisschen offen. Silke liebte es, wenn er so schaute wie ein staunendes Kind.

»Ich bin Anja«, sagte die Frau. Ihre Stimme vibrierte, Silke registrierte es erleichtert. Anja ließ die üblichen Floskeln weg, sagte nichts davon, dass sie schon viel gehört hatte. Sie setzten sich zusammen in das Café und Silke schaute auf Michas Stoffhosen und das beigefarbene Stehkragenhemd, das sie noch nie an ihm gesehen hatte. Während des Spaziergangs war es ihr nicht einmal aufgefallen. Sie kam sich deplaziert vor in Wisent-Jeans und

Strickpullover aus Premnitzer Wolle und war froh, wenigstens den apricotfarbenen Pulli genommen zu haben und nicht den roten mit den breiten Zopfmustern. Anja fragte, wie ihr die Bilder gefallen hätten und erzählte von einem Maler, der welche eingereicht hatte für dieses Gebäude und abgelehnt worden war. Seine Bilder malte er mit Kohlestift und das habe ausgereicht, so sagte sie, ihn nicht auszuwählen, weil das Schwarze dem freundlichen Gesicht des Sozialismus entgegenstünde. Silke wusste nicht, ob Anja sie provozieren wollte oder einfach eine Geschichte erzählte. Sie konnte sich später nicht erinnern, welchen Eisbecher sie bestellt hatte, sie hing an den ungeschminkten Lippen dieser Frau und ließ sich beeindrucken, ohne zu wissen, was mehr dazu beitrug: ihre Weltgewandtheit oder die sanfte Stimme, dieselbe Sanftheit, die sie an Micha bezaubert hatte. Wie beiläufig erzählte Anja von der Faszination fremder Sprachen, fügte hier und da eine französische Vokabel in den Satz, was Silke erschauern ließ, während Micha fragend die Augen zusammenkniff. Anja sprach vom trockenen Moskauer Winter, und dass sie zu zweit hätten fahren wollen. Sie meinte nicht ihren Sohn.

»Man friert nicht, man kann bei minus zwanzig Grad ohne Handschuhe über den Roten Platz laufen oder sich doch im GUM aufwärmen und in der Plattenabteilung echte Kostbarkeiten finden.«

Anja schaute Silke direkt in die Augen, bis in ihr Herz. Silke wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Später vielleicht«, hatte der Vater – wenn überhaupt – geantwortet, auf ihre Frage, ob er in die Sowjetunion fahren wolle. Die russischen Vokabeln, die Eselsbrücken, die der Vater sich ausgedacht hatte – nein. Als sie die erste Fremdsprache in der Schule lernte, sprach Micha schon die zweite. Es passte überhaupt nicht zusammen. Aber weshalb musste sie gerade jetzt daran denken?

Schon winkte Anja dem Kellner, bezahlte wie selbstverständlich, und als sie vor dem Palast standen, schaute sie auf eine zierliche Uhr an ihrem Handgelenk. »Ich muss«, sagte sie, »viel Spaß noch«, und ging federnden Schritts zur Ampel.

Silke dachte an einen anderen Berlinausflug und in ihrem Magen begann es augenblicklich zu grummeln. Der Vater hatte ihr eine angebliche Halbschwester vorgestellt, ein halbes Jahr, nachdem die Mutter mit dem Bruder ausgezogen war. Er hatte vorher nichts davon erzählt und nur die Häufigkeit, mit der er auf die Uhr geblickt hatte, machte Silke klar, wie nervös er war. Sie erinnerte sich gemurt zu haben, als er ein Café ansteuerte, sie hätte sich lieber die Platanen angesehen, von denen der Vater erzählt hatte. Er schubste Silke hinein und sie sah eine junge Frau, die genauso nervös war wie er. Das war das Einzige, was die beiden miteinander verband. Die junge Frau war nicht gerade schlank, hatte weder rote noch schwarze Haare, nicht seine Augenfarbe. Silke waren die Erbsenspiele aus dem Biologieunterricht gut in Erinnerung. Das Fach hatte für Wochen ihre Feldstudien berührt. Silke kannte nur die Mutter des Vaters und auch nur von einem Bild in Schwarz-Weiß, sie sollte sehr dunkles Haar gehabt haben, was die Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind des Vaters blond sein könnte, gegen Null streben ließ. Das Kind hieß Angelika und war drei Jahre älter als Silke. Angelikas Mutter sollte rotbraunes Haar haben, aber diese Frau trug ein Dunkelblond, völlig unspektakulär, und die dunkelbraunen Augen ließen das Ganze endgültig absurd erscheinen. Diese Frau war sicher nicht mit ihnen verwandt. Silke lachte erst innerlich, dann laut, und ihr Vater schickte sie hinaus. Er zahlte für Angelikas Ausbildung, wahrscheinlich hatte er schon jahrelang für sie gezahlt und damit den Hausfrieden in Schieflage gehalten, denn die Mutter war zwar eifersüchtig und cholerisch, aber nicht dumm. Bestimmt

hatte der Vater nie einen Test machen lassen. Silke versuchte sich auch ohne Selters zu beruhigen, als sie vor dem Café stand, mit dem Rücken zum Schaufenster. Angelika kam nicht zu Besuch, jedenfalls nie, wenn Silke da war. Silke hatte den Streit nicht vergessen, den sie die gesamte Rückfahrt über mit dem Vater geführt hatte. Sie wusste noch, dass ihr Lachen immer hysterischer geklungen hatte und fragte sich, was ihren Vater davon abgehalten hatte zu sagen: Du hörst dich an wie deine Mutter.

Die Wutausbrüche der Mutter hatten sich in Silkes Erinnerung immer mit dem Bild vom Rumpelstilzchen gemischt, dabei hopte die Mutter nicht und stampfte mit dem rechten Fuß auf, nie mit dem linken. Silke hörte sie schreien und hörte den Zwerg, sah ihn um das Feuer jagen und entfernt das Schloss, in dem eine schlanke Frau sitzt und versucht Stroh zu Gold zu spinnen. Sie meinte das Stroh riechen zu können, das wie Heu duftete, wie Kinderjahre und alte Scheunen. Silke musste nur die Augen schließen, um die Frau zu sehen, die mit einem Kamm die langen Haare in Wellen über die Schulter legte. Es war nicht wichtig zu wissen, welche Haarfarbe die Frau im Märchen trug, in Silkes Vorstellung waren es rotblonde Haare, egal, ob ein Blond in der untergehenden Sonne funkelte oder die Locken tatsächlich rot waren.

Im Sommer waren die Ausbrüche der Mutter schlimmer gewesen. Silke hatte nie mitgezählt, ob der Vater tatsächlich öfter in die Kneipe ging oder zu anderen Frauen. Im Sommer war es lauter, weil die Fenster offen standen und die Stimme der Mutter über den Hof auf die Straße scholl. Die Holzbalken übertrugen das Schreien bis unter die Steppdecke. Es reichte auch nicht, wenn Silke aus dem Zimmer stürzte und sich hinter den altertümlichen Holzmieten versteckte. Nur wenn sie fortrannte, hörte sie

nichts mehr. Selbst dann jedoch dachte sie im Takt der Schritte daran, dass es nur aus ihren Fenstern schrie. Dass die Frauen am Konsum wieder tratschen würden und die anderen Kinder Fratzen machten. Sie rannte im Stakkato dieser Sätze, die sich nicht löschen ließen, bis ihre Lunge piekte und die Tränen nicht kommen wollten. Irgendwann ließ sie sich auf eine Wiese fallen, pflückte den abgeblühten Stängel eines Löwenzahns, schloss die Augen und holte tief Luft. Sie pustete die Schirmchen in den blauen Himmel, versuchte mit ihnen alle Wünsche und Träume davonfliegen zu lassen.

Heuschnupfen gab es in diesen Sommern nicht einmal als Begriff. Die Heuernte markierte Höhepunkt und Ende der Sommerferien, lange Tage, an denen sie mit anderen Jugendlichen auf alten Gefährten saß, von einer Wiese zur nächsten fuhr und dort mit riesigen Gabeln die Ballen hoch auf die Wagen hievte. Sie erkletterte die Böden der Scheunen und erforschte fremde Körper. Gemeinsam tranken sie Sonne und Glück und prahlten mit den Schrammen. Heu hatte den höchsten Wert in diesen endenden Sommern. Es war nicht einfach getrocknetes Gras wie in den Rätseln früherer Jahre: Heu, Heu, Heu – es war das Kindheitslachen, das sie hinüber zu retten suchten an den Abenden, wenn die Sonne alles Gold kupferrot färbte.

Anja war damals die Straße hinunter und in eine weiße Nachmittagssonne hinein gelaufen, die ihr Haar flackern ließ wie Feuer. Micha sah seiner Mutter lange nach. Er verstand die Anspielungen nicht und Silke verspürte keine Lust, es ihm zu erklären. Er schüttelte den Kopf, blickte zu ihr, zurück zu den getönten Scheiben des Palasts und in die Richtung, in die seine Mutter verschwunden war. Silke zog ihn fort, hinüber zur Museumsinsel. Sie wollte nichts deuten, ihn nur unter möglichst vielen Men-

schen wissen. Er ließ sich ziehen, wurde ruhiger. Sie blieben stehen, küssten sich, und Silke fiel zum ersten Mal auf, dass sie sich in den dreieinhalb Monaten nie ein Kind von Micha gewünscht hatte. Das war ungewöhnlich, sonst stellte sie sich nach jedem kleineren Treffen vor, wie es wäre, von dem jeweiligen Mann schwanger zu werden. Wie wäre es, gar kein Kind zu bekommen, dachte Silke, und versuchte mit den rationalen Gedanken das Wasser zu stoppen, das bereits über ihre Wangen lief und jeden Moment Michas Kinn erreicht haben würde. Niemand würde davon erfahren und niemand würde überhaupt Verdacht schöpfen können. Sie hatten keine Gemeinsamkeiten außer ihrer Liebe. Sie hatten unterschiedliche Namen, außerdem war Michas Mutter geschieden und die Wahrscheinlichkeit, dass sein Vater und Silkes Vater ihnen jemals zusammen begegnen würden, sodass sie gezwungen wäre, ihre Feldstudien wieder aufzunehmen, war noch geringer als ein ungewolltes Kind. Plötzlich sah Silke alles wie in einem Film: ein kalter Spätsommertag auf der Museumsinsel, zwei Menschen, die sich aneinander festhielten inmitten des Stimmengewirrs der Besucher, Michas Zunge, die in ihrem Mund den Gaumen kitzelte, während Silke in der Momentaufnahme verharrte und versuchte, sich den Geschmack seiner Spucke einzuprägen.

Eine Woche später stand Micha im Zimmer des Wohnheims. Niemand wusste, wie er an dem mürrischen Pförtner vorbei gekommen war; es war früher Abend. Ina und Heike küssten Silke rechts und links die Wangen, nahmen ihre Jacken und verabschiedeten sich in die Gaststätte im Park. »Zieh die Gardine weg, wenn wir wiederkommen dürfen«, kicherte Ina, »und mach das große Licht an.«

Sie hatten keine Zeit, sich langsam auszuziehen. Nicht einmal

die Enge des Doppelstockbetts störte. Silke schob die Finger wieder und wieder durch die roten Locken auf Michas Brust oder ließ sie in seinen Achselhöhlen verschwinden. Micha war grob. Er biss, er kratzte, und zwischendurch küsste er alle imaginären Schrammen, als wolle er sie auf der Stelle heilen.

»Nicht«, flüsterte Silke, als Micha von neuem begann. Micha reagierte nicht. Er griff fester zu, legte seine Hände wie Stahlmanschetten um ihre Arme. Silke biss zu. Micha schrie auf.

»Nicht«, flüsterte Silke. Da begann er zu weinen. Als sie ihn später zum Bahnhof brachte, berichtete er vom ersten großen Streit mit seiner Mutter. Er sei sofort losgefahren, sagte Micha, zuerst mit der S-Bahn und dann getrampt.

»Nie wieder«, flüsterte er nun, »nie wieder werden wir uns lieben dürfen und das nur, weil sie glaubt, deinen Vater zu kennen ... Ich wollte, dass es aufhört, dass es weh tut, dass ich es nicht mehr will.«

Silke wollte das nicht. Nicht, dass es aufhört und schon gar nicht, dass es weh tut. Wir können das ganz rational entscheiden, dachte sie. Keine Kinder, nur Liebe. »Und vorher«, fragte sie.

»Da wussten wir es doch nicht.«

»Wir wissen es jetzt auch nicht«, antwortete Silke und als Micha etwas erwidern wollte, verschloss sie seinen Mund mit ihrem.

7 Das vierte Bett im Wohnzimmer war nur wenige Wochen von einem Mädchen belegt gewesen, das kaum sprach, viel weinte und schließlich nach Hause fuhr. Ina hatte das Bett mit Kissen ausgestattet und darauf eine Kuschelecke eingerichtet. Am liebsten bettete Silke ihren Kopf zwischen die weichen Brüste von Heike und Heike streichelte ihr das Ohrläppchen oder fuhr mit den Fingern den

Hals hinauf und hinunter. Ina war eines Tages auf die Idee gekommen, dass sie sich küssen sollten, sie wolle endlich einmal probieren, sagte sie, wie es mit einer Frau wäre, und sie lachten gemeinsam so los, dass sie es nicht tun konnten. Ina war es auch, die am liebsten alle möglichen Sachen nachmachte. Am besten konnte sie den Karnickel. Jedes Mal, wenn sie die stupiden Bewegungen mit ihrem Becken demonstrierte, mussten Silke und Heike schwören, dass solcherart Männer niemals in ihrem Leben eine Chance haben würden.

In ihrem ersten Winter im Wohnheim ließen sie das Fenster offen, wenn sie nachmittags hinunter in die Stadt gingen. Die Heizung war nicht regulierbar und das Wetter erinnerte eher an November. Wenn es nachts Minusgrade gegeben hatte, schlitterten sie auf dem Weg zum Unterricht nacheinander über die gefrorenen Pfützen, bis Ina begann: »Hacke! Spitze!«, zu rufen und sie das Eis mit den Schuhen knackten. Der Frühling indes wollte nicht kommen, als hätte der Winter seine Minusgrade auf zu viele Monate verteilt.

Heike war verheult aus dem Wochenende zurückgekehrt und Ina beschloss, in der Gaststätte im Park Bratkartoffeln mit Spiegelei zu bestellen und Liebesgeschichten zu erzählen – oder wenigstens die romantischen Anfänge. Silke war skeptisch, ob dieses Erinnern für Heike nicht alles schlimmer machen würde. Aber beim Erzählen prusteten sie ein ums andere Mal los. Ina hatte als Erste begonnen und illustrierte eine romantische Episode um eine Straßenbahnbekanntschaft mit theatralischen Gesten und verschiedenen Stimmen. Sie kam damals gerade vom Friseur, hatte sich eine Angela-Davis-Frisur verpassen lassen. Ein junger Mann, groß und schlank und mit wasserblauen Augen, so sagte sie, hätte sie angesprochen und gefragt, ob sie sich gut fühlte mit

dieser struppigen Besen-Haube. Ina parierte; hatte anschließend jedoch die Haare so oft gewaschen und mit einer großen Bürste gefönt, bis aus den kleinen Locken Wellen geworden waren. Danach war sie jeden Tag zur gleichen Zeit Straßenbahn gefahren, um den Mann zu treffen. Sie begegnete ihm jedoch erst Monate später, als die Locken herausgewachsen waren. Er erkannte sie nicht. Sie sprach ihn an und fragte, ob ihm ihre Haare jetzt besser gefielen. Er hatte gelacht, sie auf ein Glas Wein eingeladen und nach ihrer Adresse gefragt. Er wollte Tom genannt werden und prahlte, als er sich auszog, damit, in einer Band zu spielen. Ina wusste nicht, wo er wohnte und war Tage später zu einer kleinen Kneipe gegangen, in der er mit Freunden auftrat. Ina stand auf, stellte sich neben ihren Stuhl, rockte wie Jimi Hendrix und quietschte und hustete, bis sich alle Zuhörer vor Lachen bogen. »Tja«, sagte sie, »Gitarre spielen konnte er, aber Freundinnen hatte er mindestens drei.«

Ina trug die Haare kurz wie ein Junge, von der Angela-Davis-Frisur war nichts mehr zu sehen.

Silke erzählte von Michas roten Haaren, es war ihre Lieblingsgeschichte, und sie sah die Fusseln auf dem Teppich und in ihrer Wäsche vor sich. Heike hatte Wasser in den Augen, aber Ina war schon dabei, »Micha, mein Micha, und alles war passé, tu das noch einmal, Micha, und ich geh!«, zu singen und den Mund zu verziehen, und wäre er größer gewesen, hätte es noch grotesker ausgesehen als bei Nina Hagen.

»Okay«, sagte Heike, »dann bin ich wohl dran.« Sie sprach leise, aber flüssig. Erzählte von Uwe, der in der Schule neben ihr gesessen hatte, und von Karin, die der Schwarm aller Jungen war. Uwe und Heike hatten ein Stück gemeinsamen Schulwegs und zuerst war ihr aufgefallen, dass Uwe sich immer häufiger und immer direkter nach Karin erkundigte. Karin trug die Haare so wie die

Mädchen in der Werbung, hatte Filzstifte von drüben und einen richtigen Tintenkiller – nicht diese Glasfaserstifte, die Löcher ins Heft brannten –, und sie wechselte die Jungen schneller als die Westklamotten, die sie regelmäßig in großen Paketen erhielt. Uwe war ihr verfallen wie all die anderen, dabei war er klug, sagte Heike, konnte Klavier spielen, kaufte manchmal die Prawda und übersetzte die Artikel ins Deutsche, ohne ein Wörterbuch zu benutzen. Es war nicht zu übersehen, dass Heike ihn anhimmelte, und Silke fragte sich, wie eine solche Geschichte jemals zu Heikes Liebesgeschichte werden könnte.

»Sie war nicht echt«, sagte Heike und alle lachten, denn echt war das Schlagwort ihrer Schulzeit gewesen, alles war echt oder eben nicht, man konnte das Wort als Satz missbrauchen, als Frage, als Kommentar, einfach für alles. Uwe und Karin waren schließlich ein Paar geworden. Eines Tages jedoch wartete er an der Ecke wie früher. Von da an trafen sie sich wieder öfter. Heike hörte ihm zu und schwieg, erzählte niemandem davon. Eines Tages war Karin ihr auf die Toilette gefolgt. »Halt dich von Uwe fern!«, hatte sie gerufen, »oder willst du es deinem Vater nachmachen? Der Apfel fällt nicht weit..., aber nicht mit mir, ich lass mich nicht so verarschen wie deine Mutter!«

Heike verpasste ihr einen Kinnhaken, doch Karin grinste nur. Plötzlich hatte sich ein Kreis um sie gebildet, jemand hatte die Lehrerin geholt und die Mädchen getrennt. Wochen später war die Mutter mit den Zwillingsschwestern weggefahren und wollte erst zu Heikes Geburtstag zurückkommen, der Vater war ausgezogen. Heike hatte Uwe gefragt, ob er sie nicht besuchen wolle. Sie waren in ihr Zimmer gegangen und erst da habe er begriffen, dass sie allein seien und sie habe trotzdem die Tür verschlossen und gesagt, dass sie mit ihm schlafen wolle. Heike lächelte und sagte, dass sie vier Monate zusammen gewesen seien, bis zum

Schulabschluss. Die eigentliche Geschichte aber, sagte sie, sei die gewesen, dass Karin mit all den Jungen, die sie angeblich ver- naschte, nie geschlafen hatte. Sie hatte Einzelheiten erzählt, die alles glaubwürdig erscheinen ließen und niemand war auf die Idee gekommen, dass sie sich alles nur ausdachte.

»Und die Jungen«, fragten Ina und Silke gleichzeitig, »die Jungen müssen doch einmal wenigstens einen Satz gesagt haben, aus Frust oder Eifersucht oder um die nächsten zu warnen.«

»Ich glaube, die haben sich geschämt, das einzugestehen«, sagte Heike, »jedenfalls war es bei Uwe so. Und sie wussten ja nicht, ob sie der einzige Verschmähte waren.«

»Tja«, sagte Ina, »das ist halt das Problem bei den Männern: Sie unterhalten sich untereinander nicht über so was.«

Mittlerweile hatten sich einige der Männer zu ihnen gesetzt und es war das Signal für sie, nun auch Geschichten zu erzählen.

»Also, ich hätte das toll gefunden, wenn sich zwei Frauen um mich geprügelt hätten«, sagte einer, »aber ich habe mich nur mit jemandem um eine Frau gekloppt.«

»Erfolgreich?«, fragte Ina.

»Erfolgreich.« Er zeigte seinen Ring.

Silke rutschte auf dem harten Sprelacart-Stuhl herum. »Wir müssen los«, flüsterte sie Heike zu, aber sie reagierte nicht. »Hei, Heike. « Silke knuffte sie sacht.

Heike schien aus einer anderen Welt zu kommen, ihre Augen glänzten. »Ein bisschen noch, ja? Ina will auch noch nicht hoch, siehst du?«

»Geht's ein bisschen genauer«, sagte Ina in dem Moment und drehte den Stuhl um, sodass sie vor dem Mann saß, nur die Leh- ne dazwischen. Er lächelte sie an, küsste seinen Ring und begann die Geschichte damit, dass sein Mädchen so ähnlich aussähe wie sie. Ina sprang sofort auf, drehte sich im Kreis um sich selbst

und wollte wissen, wie die Freundin, die ihr ähnlich sehen sollte, sich bewegte. Alle lachten. Ina forderte den Mann auf weiter zu erzählen.

»Wir wohnten schon zusammen«, sagte er, was ein großes Hallo auslöste. »Bei meinen Eltern«, fuhr er fort, und das Hallo ging in enttäushtes Stöhnen über. »In einem Zimmer auf dem Dachboden. Zur Toilette mussten wir immer ganz runter gehen. Ich hatte oben nur einen Tauchsieder, mit dem wir Kaffee kochen konnten, aber dafür ein riesiges Federbett und einen Kachelofen. Sie liebte es, wenn ich morgens den Ofen anheizte und zuerst viel Holz auflegte, damit es schnell warm wurde. Dann kochte ich immer Kaffee für uns, wir hatten nie Milch, immer nur den heißen schwarzen Kaffee und wenn es richtig warm geworden war, liebten wir uns und erst danach standen wir auf. Aber dann tauchte plötzlich dieser Typ auf. Wir waren zur Disko, mit all den anderen Kumpels, alle wussten, dass wir zusammen waren, nur dieser Typ nicht, der mit seinem alten Trabi gekommen war und nur Cola trank, ohne Wodka. Ich habe mich total dämlich benommen, aber wir hatten uns vorher schon gestritten, und im Saal gab's immer diese Trennung: links die Mädchen, rechts die Männer, und ich habe mich zugedröhnt mit Cola-Wodka und gar nicht so schnell kapiert, was da ablief. Jedenfalls ist der Typ gleich bei den ersten Liedern zu ihr hin und hat sie aufgefordert. Das war tabu, der erste Tanz gehörte immer dem Partner, egal, wie man sich gerade verstand, aber sie war sauer und hat mit dem Typ getanzt. Alle anderen haben den Atem angehalten, jedenfalls war es ruhig, bis auf die Musik natürlich, aber sie hat das nicht gemerkt oder zumindest nicht reagiert – jedenfalls nicht so, wie es sich gehört hätte, wie sie hätte reagieren müssen, schließlich waren wir nicht nur mal eben zusammen – sie wohnte bei mir. Also, wie gesagt, ich hatte schon bevor es losging ei-

nige Cola-Wodka intus und bin wie ein Stier auf die Tanzfläche. Es gab eine ordentliche Schlägerei; die anderen haben um uns eine Mauer gebildet, da kam niemand von den Ordnungshütern durch. Die kannten mich ja, die haben weggesehen. Der Typ ist jedenfalls nicht lange geblieben. Und nie wieder aufgetaucht. Sie ist für ein paar Tage zu ihren Eltern gezogen. Mann, das waren schwarze Tage, kann ich euch sagen. Hat mir echt gefehlt, die Kleine. Und dann hat sie Bedingungen gestellt. Ich dachte, ich hör nicht richtig. Aber ich bin los und hab angefangen, den Dachboden auszubauen. Toilette zuerst. Tja, und nun werd ich bald Vater.«

»Echte Liebe«, sagte Ina leise und stupste Silke an, »hörst du?«, aber dann grinste sie und drehte sich zu den Männern. »Um mich hat sich noch nie jemand geprügelt!« Die Männer johlten, sie glaubten ihr nicht und auch Silke wusste nicht, ob Ina kokettierte, da sagte sie: »Einmal nur.« Sie ließ sich ein paar Minuten bitten, die Männer waren ganz wild darauf, ihre Geschichte zu hören.

»Also gut«, sagte sie und als einer der Männer rief: »Also was jetzt, haben sich zwei geprügelt oder nicht?«, da stand sie auf und spielte etwas vor. Endlich rief jemand: »Tischtennis«, und Ina setzte sich.

»Also, sie haben sich nicht um mich geprügelt, aber sie haben den Ball pfeifen lassen.«

Die Männer begannen zu klatschen, »Weiter, weiter«, es ging ihnen viel zu langsam, sie erwarteten eine komplette Theatervorstellung. Ina tat ihnen den Gefallen, stand auf, stellte Silke neben einen Stuhl und sich auf die andere Seite und dann erzählte sie endlich.

»Wir waren zwei Frauen und zwei Männer«, begann sie, »und eigentlich haben wir meist chinesisches gespielt, aber dieses Mal

wollten die Männer lieber Punkte zählen.« Die beiden Männer hätten sich zuerst darum gerissen, wer an ihrer Seite spielen dürfe und gelost, was sie fürchterlich komisch gefunden hätte. Aber erst das Spiel! Der eine konnte besser prellen als alle anderen und wenn sie an den Ball des Gegners nicht herangekommen war, hätte er sie getröstet und der Gegner hätte sich entschuldigt, so hart gespielt zu haben. Ina tat, als schmetterte sie den Ball zu Silke, verbeugte sich und konnte vor Lachen kaum weiter erzählen. »Köstlich«, sagte sie, »echt köstlich« habe sie sich amüsiert, sich aber auf das Spiel konzentriert, um niemandem weh zu tun, auch der Freundin nicht, die so gar nicht beachtet wurde, dabei spielte sie gut.

Eigentlich, so erzählte Ina, hätten ihr beide Männer gefallen und dabei hatte sie sich doch gerade verlobt. Nun gab es ein riesiges Hallo, in das Silke und Heike einstimmten, denn von einer Verlobung hatten sie nichts gewusst. Ina winkte ab, es sei eine Sandkastengeschichte gewesen und die gingen ja selten gut aus. Plötzlich hatte sie eine Gabel in der Hand, die sie wie einen Schläger hielt, und demonstrierte die Verbissenheit der beiden Konkurrenten.

»Und«, fragten die Männer, als sie wieder Luft holen konnten, »wer hat denn nun gewonnen?«

Ina seufzte wie eine Diva: »Niemand. Ich war schließlich offiziell verlobt.«

Erst vor Mitternacht schlichen die drei ins Wohnheim, wo der Pförtner sie an ihrem Jibbeln erkannte und eine Rüge erteilte.

Heike hatte sich mit einem der Männer verabredet. Weder Silke noch Ina hatten es mitbekommen, es war ein schwächtiger Bursche mit Geheimratsecken, an dessen Gesicht sie sich nicht erinnerten. Heike ging jetzt oft abends weg und wenn sie nachts ins Zimmer schlich, zog sie Schwaden von Alkohol und Rauch mit

sich, bis Ina die Idee hatte, wenigstens die Jacke woanders zu lüften. Das Raumspray, das Ina von der Glucke, wie sie ihre Mutter nannte, geschickt bekommen hatte, taugte ebenso wenig wie die Räuchermännchen, den Gestank zu überdecken. Schließlich ließ Silke sich vom Vater einen Haken bauen, den sie im Waschraum anbrachten.

Nur Inas Eltern waren noch miteinander verheiratet. Sie floh, so oft sie konnte. »Eine Glucke ist nicht unbedingt besser als wenn gar keiner da ist«, hatte sie auf Silkes Magenschmerzen reagiert und abgewinkt. »Alle Eltern sind schwierig, mein Bruder sagt das und er muss es wissen.«

Der Bruder war viel älter und wohnte immer noch bei den Eltern, weil die Mutter ihn nicht gehen lassen wollte, sagte Ina und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Sie wäre ja extrem früh abgehauen, sagte sie und breitete die Arme aus, als würde sie fliegen, damals zur Sportschule, und das sei das Beste gewesen, was sie hätte tun können. Fast jeden Monat erhielt sie ein Päckchen ins Internat. »Fress-Päckchen«, sagten alle, die Pakete erhielten, und dass diese immer mit haltbarer Wurst, Keksen und ein paar Süßigkeiten gefüllt wären. Manchmal lag auch ein Geldschein dabei. Inas enthielten meist eine grobe Schlackwurst, selbstgebackene Kekse, die beim Abbeißen staubten und im Mund zu einem klebrigen Klumpen wurden, und ein Glas Honig vom Imker. In der Adventszeit gab es auch Persipankartoffeln und eine kleine Stolle. Vom ersten Päckchen an, das die drei wie eine Trophäe nach oben getragen hatten, teilte Ina. Abwechselnd durften sie die hellblaue Bastschnur aufknüppern und das Packpapier aufreißen.

Eines Tages hatte ihnen der Pförtner ein Paket gegeben, das außer dem braunen Packpapier nur Adresse und Absender trug. Das Papier war geklebt. Es kam nicht von Inas, sondern von Sil-

kes Mutter. Silke schaffte es nicht bis ins Zimmer, sondern gerade so auf die Toilette. Die drei waren eben vom Mittagessen gekommen, als der Pförtner sie angehalten hatte. All die Jägerschnitzelstücken schwammen schon im Klo und der Brechreiz war nicht zu Ende. Silke trank das kalte Wasser aus der Leitung, aber es hatte keine Kohlensäure, sie schloss sich ein und würgte weiter. Dann stand Ina vor der Tür, hämmerte, bis Silke öffnete, und nahm sie mit nach oben. Das Paket hatten die beiden im Schrank versteckt und öffneten es irgendwann, als Silke nicht dabei war. Sie hatte keine Diskussion gelten lassen; sie wollte nichts davon sehen und schon gar nichts essen.

Ein paar Tage danach rief der Vater an. Silke war nach unten gehüpft, sie hatte sich gefreut, den Vater zu sprechen.

»Hast du das Paket erhalten?«

»Weshalb hast du ihr die Adresse gegeben? Ich will nichts von ihr! Niemals, hörst du? Nie wieder!« Sie begann zu weinen und der Vater versuchte, sie mit »Sch, sch« zu beruhigen, aber es dauerte, bis Silke sich fing, und der Pförtner schaute zum ersten Mal nicht mürrisch, sondern betreten und verließ den kleinen Raum, was er sonst nie tat.

»Wie geht es Ina und Heike«, lenkte der Vater ab, bis Silke die Sätze ohne zu schluchzen herausbrachte, dann verabschiedete er sich. Silke verließ die Pförtnerkabine und nickte dem Mann zu: »Danke.«

Heike erzählte nicht viel, wenn sie von ihren abendlichen Ausgängen zurückkehrte. Sie begann morgens den Unterricht zu schwänzen und eines Tages, als sie zum Mittagessen nicht aufgetaucht war, stellten Silke und Ina erschrocken fest, dass sie nicht wussten, wo sie nach ihr suchen sollten. Sie warteten bis zum Abend, gingen dann in die Gaststätte im Park. Der Wirt erkann-

te sie, aber als sie ihn fragten, zog er die Stirn in Falten. Es bildete sich ein Viereck über der Nasenwurzel, was Silke so irritierte, dass sie immerzu nur auf dieses Viereck starrte. Er schwieg und polierte ein und dasselbe Glas. Das Baumwolltuch quietschte, er reagierte nicht darauf. Silke und Ina nahmen schweigend den Schnaps, den er ihnen hinschob, obwohl sie sonst nur Bier tranken. Es brannte im Hals, bevor es den Magen wärmte, Silke schüttelte sich. Der Wirt schaute an ihnen vorbei und als er endlich zu sprechen begann, hätte Silke ihm am liebsten den Mund zugehalten oder sich selbst die Ohren. Stattdessen saß sie wie festgenagelt auf dem hölzernen Stuhl, als er sich mit der Beschreibung des Mannes vergewisserte, dass sie jenen meinten, den Sträfling, wie er sagte, der schon zweimal gegessen hatte wegen versuchter Vergewaltigung an Minderjährigen. Dann sprangen Silke und Ina gemeinsam auf und rannten aus der Kneipe. Der Wirt hatte nicht sagen können, wo der Mann wohnte und Silke zog Ina nur deswegen zum Internat, weil sie hoffte, Heike endlich oben zu finden. Sie rannten die Treppen hoch, rissen die Tür auf und tatsächlich lag Heike in ihrem Bett. Sie weinte, strampelte und verbot, jemanden zu benachrichtigen. Silke und Ina blieben im Zimmer, nur abwechselnd erlaubten sie sich mit Fingerzeichen die Toilette zu benutzen, die eine Etage tiefer lag. Ina kramte leise in ihrem Schrankteil herum, holte eine Kerze hervor und schaltete das Licht aus. Es war verboten, auf den Zimmern eine Kerze anzuzünden, es war auch verboten zu rauchen oder Alkohol zu trinken. Silke öffnete das Fenster, zog die grüne Gardine vor und legte drei Zigaretten hin und Streichhölzer. Ina stellte eine Flasche Murfatlar dazu, Silke schlich in die Gemeinschaftsküche und holte Tassen. Dann warteten sie und tatsächlich stand Heike irgendwann auf, in eine Wolldecke gewickelt, und setzte sich zu ihnen. Wortlos zündete Silke eine Zigarette nach der nächsten

an, reichte sie herum. Sie tranken den süßen Wein schweigend, rauchten schweigend und schauten auf das kleine flackernde Licht und die sich bauschenden Vorhänge.

Silke traute sich nichts zu sagen. Die Wolldecke verdeckte Heikes Körper, aber nicht ihr Gesicht, das verquollen war und mit Striemen überzogen, die nicht von der Decke stammten. Als die Flasche leer war und der Rauch verzogen, stand Heike auf und legte sich in die Kuschelecke. Ina schaute Silke an, schloss das Fenster und beide legten sich neben sie. Heike strich Silke durch das Haar, immer dieselbe Stelle, aber Silke rührte sich nicht. Irgendwann begann Heike zu sprechen. Zu dritt blieben die Mädchen in dem schmalen Bett liegen, Silke zog von oben eine Decke herunter und sie schliefen ein, um wieder aufzuwachen, von der Bewegung der anderen oder Heikes Weinen.

Am Morgen war Heike plötzlich verschwunden, aber bevor Silke das mit Ina besprechen konnten, tauchte sie auf, frisch geduscht und mit nassen Haaren. Sie ließ das Handtuch fallen und Silke starrte auf die Blutergüsse an ihrem Oberkörper, die Würgemale am Hals und an den Oberarmen und einen Brandfleck unterhalb der Brust. Heike stand da wie eine Statue, als wäre das nicht sie, sondern ein fremder Körper. Ina holte eine Dose Penaten-Creme hervor, Silke drehte den Deckel ab und betupfte vorsichtig die Stellen an Heikes Körper. Sie zuckte nicht, nicht einmal, als Silke versuchte, die fettige Creme mit leichtem Druck zu verreiben, nur eine Gänsehaut bildete sich und Ina legte ihr das Handtuch um.

Wochen später begleiteten Silke und Ina Heike zur Poliklinik und ein paar Tage später ins Krankenhaus. Sie sprachen nicht miteinander, konnten nicht darüber reden, es war nicht wie sonst. Nicht lustig und nichts, worüber man hätte diskutieren können. Als Silke und Ina das Bettenzimmer verließen und auf

der Treppe des Krankenhauses standen, sagte Ina plötzlich: »Ich weiß, wo er wohnt.«

Es war ein kalter März Morgen, auf dem Rasen lag eine weiße Decke aus Reif und die vergessenen Fuchsien in den Kästen waren matschig. Ina griff in die Hosentasche und zog zwei Messer heraus. Silke nahm das eine und steckte es ein. Dann liefen sie los. Nebeneinander, die Hände in den Taschen vergraben, das Messer umklammert.

Es war ein Altbau; die Hoftür stand offen. Im Hausflur roch es nach Bohnerwachs. Das Geländer hatte kaum noch eine Farbschicht, doch die Wände waren frisch gestrichen, mit einem Ölsockel in blassem Gelb. Neben dem Kinderwagen im Hausflur stand ein Sportwagen, das Kissen darin war mit gestreiftem Malimo bezogen. Die Wohnungstüren hatten bunte Scheiben und die Klingeln waren runde Knöpfe in den Türen. Der Mann wohnte oben und öffnete nicht. Sie lauschten dem Sirren, bis die Nachbarin mit einem Mädchen auf dem Arm die Tür öffnete und mit der freien Hand auf die Fußmatte wies: »Ersatzschlüssel.«

Ina hatte schneller begriffen als Silke und schon standen sie in der Wohnung, schlossen von innen die Tür. Es war sauber im Flur, auch hier roch es nach Bohnerwachs, die Dielen hatten den rotbraunen Ton angenommen. Der Mann lag neben unzähligen Flaschen im Wohnzimmer auf der Couch und schlief. Ina stürzte sich auf ihn, holte – woher auch immer – eine Schnur und band ihm die Hände zusammen. Silke setzte sich auf seine Beine. Zeitgleich holten sie die Messer aus den Taschen. Der Mann war zu verdutzt, um reagieren zu können, oder zu betrunken.

Ina riss ihm das Hemd auf und ritzte ein Kreuz in seine Brust, es begann augenblicklich zu bluten. Der Mann schrie. Silke hielt ihm das Messer unters Kinn, woraufhin er schwieg. Ina schlug zu. Einmal, zweimal, sie zählten nicht mit. Sie schlug auf sei-

ne Nase, seine Stirn, den Mund und die Augen. Dann schaute sie Silke an. Sie sprangen auf und rannten aus der Wohnung so schnell sie konnten. Sie rannten noch, als mehrere Straßen zwischen der Wohnung und ihnen lagen und hielten sich aneinander fest, um nicht weiter zu rennen. Sie heulten, bis Passanten sie ansprachen und fragten, ob sie helfen könnten. Silke sah in Inas verquollene Augen, begann zu lachen, und sie hopsten zurück zum Krankenhaus, Ina mit kurzen Beinen, Silke mit langen.

Heike war schon im OP. Sie umrundeten das Gebäude, es war nicht groß, sie liefen und zählten die Fenster und Türen, bis sie bei einhundertfünfzig angekommen waren und den Eingang suchten. Die Schwester wollte niemanden zu Heike lassen, doch Silke bettelte solange, bis sie für eine Minute hinein durften und dann standen sie an ihrem Bett. Heike öffnete nur kurz die Augen. »Wir haben dich gerächt«, flüsterte Ina. Heike schaute Silke an. Sie nickte, streichelte Heikes Hand, beugte sich über sie und küsste ihre weißen Wangen.

Danach war alles anders. Heike lachte noch seltener. Ihrer Mutter hatte Heike nichts von der Abtreibung erzählt.

In den ersten Wochen und Monaten, als die drei sich darüber unterhalten hatten, wer die Familien waren, aus denen sie kamen, hatte Heike ihren Bericht stets abgebrochen und noch trauriger ausgesehen als sonst. Der Vater war zu einer anderen Frau gezogen und die Mutter lebte mit einem neuen Mann zusammen, der Heike herumkommandierte. Sie musste oft auf die beiden viel jüngeren Zwillingsschwestern aufpassen und für alles, was die Kleinen anstellten, wurde sie vom Stiefvater verantwortlich gemacht. Er hätschelte die Schwestern, schenkte ihnen Schokolade und ließ sie auf seinem Rücken reiten, während Heike im kalten Hausflur alle Schuhe putzte oder seine Hemden zu bügeln hatte. Heike hatte die »Prinzessinnen«, wie sie sie manchmal nannte,

selbst verwöhnt, aber mit jedem neuen Stubenarrest sehnte sie den Beginn ihrer Ausbildung mehr herbei.

Silke hatte kochen gelernt nach dem Auszug der Mutter, sie konnte die Waschmaschine bedienen und Obst und Gemüse anbauen, ernten und verarbeiten, aber bei den wenigen Sätzen, die Heike erzählte, kam Silke ihr eigenes Leben wunderbar einfach vor. Sie liebte ihren Vater, fühlte sich von ihm angenommen und das war mehr, als Heike jemals von ihrer Familie zurückbekommen hatte.

Nach dem Krankenhausaufenthalt lief Heike manchmal stundenlang durch die Stadt, allein, sie wolle nachdenken, sagte sie zu Ina und Silke. Silke wäre gern mitgegangen.

Micha hatte ihr geschrieben, dass er erst einmal Abstand brauche, sie konnte nichts tun außer warten, aber Heike wollte sie nicht dabei haben. Silke vermutete, dass Heike jemanden getroffen habe – und befürchtete es zugleich. Aber Heike hielt sich stets an die Zeit, die sie verabredet hatten.

Der Winter kam noch einmal zurück. Der Schnee malte weiße Konturen auf die noch unbelaubten Äste, zeichnete Treppenstufen, Geländer und Nadeln des Tannenbaums nach und deckte die Dächer weiß. Die Flocken setzten sich auf vertrocknete Blätter und junge Triebe. Ohne Unterschied färbten sie ein, was unter sie geriet, bedeckten es mit einer Watteschicht. Am Morgen schlitterte Ina über eine vereiste Pfütze und rief: »Hacke! Spitze!«, aber Heike winkte ab.

Es gab mehr zu lernen als in den ersten Monaten, die Prüfungen standen an, mal hatte Ina einen Freund, mal Silke eine lockere Bekanntschaft, die sie nicht davon abhielt, auf Micha zu warten. Mal gab es dringende Verwandtschaftsbesuche oder Familienfeiern, aber all das war keine Erklärung dafür, dass das Trio zerfiel.

Manchmal dachte Silke, dass sie viel mehr hätten miteinander reden müssen. Sie und Ina nahmen das Schweigen von Heike hin, schwiegen mit ihr, wenn sie ihren starren Blick hatte, wie Ina das formulierte, und dachten, dass sie ihr dabei nah wären. Doch in den Stunden, wenn Silke mit Ina allein war, fehlte etwas. Es war nicht so, dass die beiden keinen Spaß hatten, es gab immer in einem Zimmer eine Fete oder sie gingen in die Gaststätte im Park, wenn sie Geld hatten, oder zur Disko, die regelmäßig in der Mensa stattfand. Manchmal kam Heike mit, aber sie saß die ganze Zeit vor ihrer Weinschorle und Ina und Silke mussten sie stützen, wenn es zurück ins Wohnheim ging. Sie tanzte nicht, oder nur, wenn am späten Abend Chris Normans »Midnight Lady« aus den Boxen rührte, und nie, wenn Ina und Silke sich bei »Live is life« die Lungen aus dem Hals schrien. Sie verausgabten sich zu dritt morgens beim Subotnik, wühlten in der schweren Erde, hätschelten die Setzlinge, kicherten herum, und stöhnten, wenn sie anschließend nebeneinander stehend ihre Hände schrubbten und das Schwarze unter den Fingernägeln nicht wegbekamen. Es gab immer eine Beschäftigung, auch wenn sie nicht lernten. Es gab immer einen Jungen, über den sie redeten, oder Kleidung, die auszuwählen war für ein Rendezvous, aber es war anders als vorher. Die Kuschelecke verwaiste, bis Ina irgendwann die Kissen einpackte. Heike hatte sich das Kind aus dem Bauch schneiden lassen und manchmal dachte Silke, es war die eigene Kindheit, die ihr damit genommen worden war.